

## „Paradox, sehr paradox“ – Setzungen und Gesetz\*

Von Prof. Dr. Jochen Hörisch, Mannheim\*\*

„Paradox! sehr paradox!“ ruft der ebenso redliche wie mental intakte Albert in *Goethes* epochalem Roman aus, nachdem Werther ihm seine Theorie über die Grenzen der menschlichen Natur und die Grenzen menschlichen Leidens entwickelt hat. „Die menschliche Natur [...] hat ihre Grenzen: Sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und geht zugrunde, sobald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist, sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann, es mag nun moralisch oder körperlich sein. Und ich finde es ebenso wunderbar zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bössartigen Fieber stirbt.“<sup>1</sup> Albert hat mit seiner Reaktion auf diese Ausführungen selbstredend Recht; er verwendet den Begriff „paradox“ vollkommen korrekt. Denn jeder, der auch nur einigermaßen bei Trost ist, wird selbst in Zeiten einer zunehmend obskure Züge annehmenden Debatte um die Willensfreiheit einen gravierenden Unterschied zwischen einem Fiebertod und einem Freitod machen – nicht nur dann, wenn es darum geht, ob das Prädikat „feige“ sich sinnvoll der einen oder anderen Todesart zuordnen lässt.

Sinnvoller Weise orientiert sich Albert am Wortsinn und an der tradierten Verwendungsweise des Begriffs „Paradoxon“. Danach ist paradox die unsinnige oder zumindest aus guten und bewährten Gründen als unsinnig geltende Außen-seitermeinung, die sich gegen die etablierte doxa, gegen die opinio communis, gegen die herrschende Lehre, gegen das Plausible und allgemein Anerkannte richtet. Das zu Recht um seiner Verlässlichkeit wegen allgemein anerkannte und hochrenommierte *Historische Wörterbuch der Philosophie* fasst die einschlägige Begriffsgeschichte bündig zusammen, wenn es sub voce „Paradox“ ausführt: „In der zwar unter dem Namen des Aurelius Augustinus überlieferten, aber nicht von diesem stammenden Abhandlung ‚De Rhetorica‘ finden sich [...] die wesentlichen Bestimmungen des P.ons zusammengefaßt: paradox ist, ‚quod est *παρα* τὸν δόξαν, contra opinionem bonam‘ (‚was gegen die anerkannte, gegen die gebilligte Meinung ist‘); als eine ‚figura controversiarum‘ ist das P. unterschieden von der Figur des Endoxons, des Amphidoxons sowie des Adoxons und wird inhaltlich bestimmt als jene Figur, in der ‚utraque inhonesta sunt, tam res quam persona‘ (‚in der beides schmächtig ist, sowohl die Sache als auch die Person‘). Der Kernbestand dieser Definitionen erhält sich bis in die Neuzeit hinein. R. Goclenius definiert: ‚Dicuntur enim paradoxa quae praeter vulgi opinionem fiunt aut dicuntur, quae a communi omniumve opinione absunt‘ (‚P.a nennt man das, was gegen die Meinung der großen Menge geschieht oder gesagt wird, was von der gemeinsamen Über-

zeugung aller entfernt ist‘). Und J. *Micraelius* definiert: ‚Paradoxum est inopinatum et admirabile, quod praeter opinionem et exputationem effertur‘ (‚Das P. ist das Unvermutete und Erstaunliche, das gegen die übliche Meinung und gründliche Erwägung vorgebracht wird‘); er ergänzt: ‚Interim παράδοξον etiam sumitur pro absurdo‘ (‚Mitunter wird das P. auch für absurd genommen‘). Vom Absurden wird das P. aber durch seine mögliche Beziehung auf das Wahre unterschieden: ‚Absurdum [...] et παράδοξον sic differunt, ut illud semper notet [...] negationem veri; hoc negationem opinionis plerorumque‘ (‚Das Absurde [...] und das P. unterscheiden sich derart, daß jenes immer [...] die Negation des Wahren bezeichnet; dieses aber die Negation der Überzeugung der meisten‘). Deshalb kann das Wahre wohl paradox sein, aber nicht absurd. Daraus folgt insgesamt: Das P. hat seinen ursprünglichen Ort in der Rhetorik der Auseinandersetzung mit der öffentlich anerkannten Meinung, und es setzt die Entzweiung von Subjektivität und Sozietät durchgehend voraus. Deshalb ist das P. aber auch an sich selbst paradox: es lebt von der Ablehnung der öffentlichen Meinung, auf deren Anerkennung es gleichwohl immer angewiesen bleibt, um sich gegen die öffentliche Meinung als ein P. öffentlich behaupten zu können. Das P. zieht viele Hörer an, indem es dieselben abstößt.“<sup>2</sup>

„Entzweiung von Subjektivität und Sozietät“ – das ist ein Juristen, aber auch Soziologen, Geistes-, Kultur- und Literaturwissenschaftlern fast schon allzu vertrautes Motiv. Dass Juristen Grund zur Klage haben, wenn sie nicht klagen können, ist die unterste Stufe von Jura-Jocus. Der selbst kaum mehr richtig paradoxe, weil fast schon wieder konventionelle Witz bedient sich aber fraglos der rhetorischen Figur des Paradoxes – so wie der schon witzigere Vorschlag, den ehemals der Kabarettist *Wolfgang Neuss* machte: Man solle doch die Todesstrafe einführen für Leute, die sie vorschlagen. Das Paradox ist der kluge Parasit von Doxa und Dogmatik. Klug, wie das Paradox ist, weiß es, wie viel Doxa, also wie viel bloße Meinung in der Dogmatik, im System gültiger Sätze, stecken kann; es weiß, dass es ein Dogma nur geben kann, weil es Paradoxa gibt, die dogmatisch gebannt werden müssen; es behauptet seinerseits dogmatisch, dass sich Blickrichtungen und Bewertungen immer auch überraschend umkehren können; und es suggeriert überzeugend, dass der Kammerjäger der Parasit des Parasiten ist.<sup>3</sup>

Strukturell ähnlich argumentiert auch der Jurist Werther in der Stunde der transjuristisch-existentialen Wahrheit. Er macht damit seinem Namen alle Ehre, der ja anzeigt, dass es einen Komparativ zu Wert gibt<sup>4</sup>, einen Wert, der größer ist als das, was der doxa, der opinio communis, dem Dogma als letzter Wert gilt. Der todesnahe Werther verteidigt seine

\* Vortrag auf dem Kolloquium „Paradoxien – Das Lebenselixier der Jurisprudenz“ am 25.10.2007 in Frankfurt.

\*\* Der Autor ist Professor für Neuere deutsche Literatur und Medienanalyse an der Universität Mannheim.

<sup>1</sup> *Goethe*, in: Erich Trunz (Hrsg.), *Die Leiden des jungen Werther*, Hamburger Ausgabe, Bd. 6, 10. Aufl. 1981, S. 48.

<sup>2</sup> *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, S. 84.

<sup>3</sup> Vgl. *Serres*, *Der Parasit*, 1987, S. x.

<sup>4</sup> Vgl. *Gutbrodt*, *The Worth of Werther – Goethe’s Literary Marketing*; MLN 110 v. 3.4.1995, S. 579-630.

paradoxe These vital und baut sie gar zu einer Theorie in nuce aus:

„Paradox! sehr paradox!“ rief Albert aus. – ‚Nicht so sehr, als du denkst.‘ versetzte ich. ‚Du gibst mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß teils ihre Kräfte verzehrt, teils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhefen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzustellen fähig ist. Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geist anwenden. Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zugrunde richtet. Vergebens, daß der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand des Unglücklichen übersieht, vergebens, daß er ihm zuredet! Ebenso wie ein Gesunder, der am Bett des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das Geringste einflößen kann.‘<sup>5</sup>

Das ist nun in der Tat eine starke Behauptung. Unterstellt Werther doch nichts Geringeres als dies, dass Paradoxien gewissermaßen nur das Einlasstor in die Sphäre von Antinomien sind, die des Nachdenkens werter sind als die bloße rhetorische Lust an Paradoxien. Man muss die Radikalität dieses Motivs ernstnehmen: Die Natur und ihre Gesetze können so angegriffen werden, so sehr in die Krise geraten und gar kollabieren, dass der blanke Ausnahmezustand herrscht, weil „der gewöhnliche Umlauf des Lebens“ unterbrochen ist. Eine auf kosmologische Sphären anspielende Wendung, wie sie sich häufig in *Goethes* Werk findet: „ich bin aus meiner Bahn geschritten“, sagt Ottilie in den *Wahlverwandtschaften*. Dem gesetzlosen Naturzustand entspricht die geistige Zerrüttung, die – „paradox, sehr paradox“ – das, was der Fall bzw. das, was im Fall ist, besser, angemessener, schärfer erfasst als der sog. normale Menschenverstand es vermag. Wer, wie Werther in Alberts Augen, leidend in Paradoxien verliebt ist, glaubt, gute, nämlich in der Sache liegende Gründe dafür zu haben. Seine Logik ist eine andere als die normale; für ihn ist der logische Ausnahmezustand die Regel. Wenn solche Ausnahmezustände nicht aufzuklären und so wenig verlässlich zu heilen sind, wie die Gegenwart eines Gesunden am Bett eines Kranken dessen Genesung garantiert, dann gilt, dass die Welt der Paradoxien und Antinomien so sehr eine je ganz andere Welt ist wie die des Glücklichen und des Unglücklichen bzw. des Gesunden und des Kranken. Da es sich dabei dennoch um ein- und dieselbe Welt handelt, glauben Köpfe, die Paradoxien und Antinomien ernst nehmen, werte (wenn die latent agrammatische Formel gestattet ist: wertere) Gründe für ihre Hochschätzung der Paradoxien zu haben, die der Wertschätzung des Konsistenten und der herrschenden Doxa durch den gesunden Menschenverstand widerspricht. „Der Geist des Widerspruchs und die Lust zum Paradoxen steckt in uns allen“, heißt es in *Goethes* Autobiographie *Dichtung und Wahrheit*.<sup>6</sup>

Nun sprechen gute Gründe und, was zumindest für Germanisten noch mehr wert bzw. werter ist als diese, ein *Goe-*

*the*-Zitat: „Sie sollten sich doch endlich diese Paradoxen abgewöhnen, die das Gespräch nur verwirren; erklären Sie sich deutlicher!“<sup>7</sup> – nun sprechen *Goethe* und gute Gründe dafür, Konsens, Konsistenz und gesunde Dogmatik nicht vorschnell aus frivoler Lust an der Rhetorik des Paradoxons aufzugeben. Wenn der, der feststellt, dass ihm ein Geisterfahrer entgegenkommt, weiterhin feststellen muss, dass diesem einen Geisterfahrer Hunderte folgen, dann sollte er merken, dass er nicht nur ein Problem hat, sondern eines ist. Aus semantischen Problemen können Knall auf Fall somatische Problemfälle werden. Der berühmte Satz von *Oskar Panizza* „Der Wahnsinn, wenn er epidemisch wird, heißt Vernunft“<sup>8</sup>, hat sicherlich seinen rhetorischen und intellektuellen Reiz; und angesichts kollektiver Wahnausbrüche vom Format eines frenetischen kollektiven „Ja“-Geschreis auf die Frage „Wollt ihr den totalen Krieg?“ ist er auch wert, stets erneut auf seine Gültigkeit hin überprüft zu werden. Schreiende wie schweigende Mehrheiten können irren. Die schaurige Szene im Berliner Sportpalast am 18.2.1943 ist übrigens frei von Paradoxien – es sei denn, man wertet den Umstand als paradox, dass diejenigen, die am lautesten „Deutschland, Deutschland über alles“ gegröhl haben, Deutschland in einer Weise ruiniert und verachtenswert gemacht haben wie kein anderer, so wie heute keiner den Islam so sehr beleidigt und schändet wie die terroristischen Islamisten, die unter „Allah u akbar“-Rufen ihrem perversen und satanischen Tun weltweite Aufmerksamkeit sichern. Dennoch kann bei diesen Beispielen nicht eigentlich von einem Paradox gesprochen werden, wohl aber im Hinblick auf die abgründige Szene des 1979 fertiggestellten, in mehreren Ländern wie Italien und Irland anfangs wegen Blasphemie verbotenen *Monty Python*-Films *Life of Brian*, in der die Jesus-Alternative Brian von der begeisterten Menge für den Messias gehalten wird und er sich gegen diese begeisterte Zustimmung der Masse mit den Worten wehrt: „Ihr habt das ganz falsch verstanden. Ihr braucht mir nicht zu folgen. Ihr braucht niemandem zu folgen! Ihr müsst selber denken! Ihr seid lauter Individuen.“ Kluge und aufgeklärte Worte, auf die die Menge im Chor antwortet: „Ja, wir sind lauter Individuen!“ Brian verstärkt diese tiefe Einsicht mit dem Zuruf: „Ihr seid alle verschieden.“ Darauf die Menge

<sup>7</sup> *Goethe*, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Hamburger Ausgabe, Bd. 12, 8. Aufl., S. 346.

<sup>8</sup> Das Zitat lautet im Kontext: „Was sind Halluzinationen? Es sind autochthone Aeußerungen der menschlichen Psyche, die uns mit den verborgensten Tiefen der menschlichen Seele bekant machen, der letzten Instanz, die wir als bewußte Wesen besitzen. Sind sie religiös gefärbt, dann sind sie unbesiegbar. Weil sie auf gleiche Tiefen und Urgründe bei den zuhörenden Maßen stoßen. Werden sie aufgenommen, dann sind sie ‚die Wahrheit‘. Wie *Jacobi* [ein um 1900 bekannter Autor von Kinder- und Jugendbüchern] schon richtig sagte: ‚Der Wahnsinn, wenn er epidemisch wird, heißt Vernunft.‘ – Die Halluzinationen und Visionen Mahomed's bilden die reale Grundlage für das islamitische Glaubenssystem.“ (*Panizza*, Die kriminelle Psychose, genannt Psychopatia criminalis, Mit Vorworten von Bernd Mattheus und mit einem Beitrag von Oswald Wiener, 1978, S. 216).

<sup>5</sup> *Goethe* (Fn. 1), S. 48.

<sup>6</sup> *Goethe* (Fn. 1), Bd. 9, S. 350.

einstimmig: „Ja, wir sind alle verschieden!“ Worauf aus der Menge eine einsame Stimme erschallt: „Ich nicht.“

Das ist zweifellos ein rhetorisch brillantes und viel zu denken veranlassendes Paradox, das performativ vorführt, was es thematisiert: Eben das Verhältnis von Doxa und Paradoxon. Ein Verhältnis, das sich auch bei dieser wunderbaren Szene relativ leicht deeskalieren, damit aber auch um seine ästhetische Faszinationskraft bringen ließe. Der einsame Rufer in der Menschenwüste hätte nur sagen müssen: „we agree to disagree, wir begreifen, dass wir gemeinsam haben, verschieden zu sein.“ Heuristisch fährt man noch unterhalb dieser angelsächsisch-pragmatischen Weisheit meistens gut mit der Maxime, die Doxa erst einmal und getrost auch für längere ruhige Zeiten mehr zu achten als das Paradox. Und dies schon aus einem einfachen Grund: Paradoxien lassen sich häufig ziemlich leicht aufklären oder doch pragmatisch entdramatisieren. Sie können z.B. auf bloßer rhetorischer Suggestion beruhen, wie in diesem Fall, der trotz seines ersichtlichen Irrsinns schon Mathematikprofessoren irritiert hat. Drei Jungen kaufen sich gemeinsam einen wertvollen Lederfußball. Weil der Verkäufer merkt, wie fußballbegeistert die Jungs sind, nimmt er statt des üblichen Preises von 25 Euro den überhöhten Preis von 30 Euro, wird aber dann sofort von seinem christlichen Gewissen überwältigt und schickt den Lehrjungen hinter den drei Fußballfans her, um ihnen fünf Euro zurückzuerstatten. Der Lehrjunge ist sittlich ähnlich wenig gefestigt wie sein Chef. Fünf durch drei lässt sich schlecht teilen, so überlegt er, behält zwei Euro für sich und gibt jedem der Jungen einen Euro zurück. Die haben nun jeweils neun Euro, also zusammen 27 Euro für den Ball bezahlt, zwei Euro behält der Lehrjunge für sich, um sie später zu versaufen, macht 29 Euro – wo ist der 30. Euro geblieben?

29 und 30 sind nicht dasselbe. Dass es doch anders sein könnte, lassen wir uns selbst dann, wenn wir Respekt vor Paradoxien haben, nicht einreden. Genau dies aber geschieht in dieser harmlos hübschen Paradoxie: Sie spielt die suggestive Logik des Erzählens gegen die des Zählens aus – und hat mal für kürzere, mal für ein wenig längere Zeit wenn nicht Recht, so doch die Genugtuung, selbst die Dogmatik der simpelsten Grundrechenart zu irritieren. Selbstredend lässt sich die Geschichte aufklären: der Ball kostet ja nur 25 Euro, die Fußballfans haben mit 27 Euro genau die zwei Euros zuviel gezahlt, die der Lehrjunge unterschlägt. 27 minus zwei macht 25. Damit ist die Welt der Zahlen schnell wieder im Lot, und wir atmen erleichtert auf – oder aber enttäuscht, wenn wir auf traumatische Erlebnisse im Mathematik-Unterricht zurückblicken, hätten wir dieser allzu konsistenten Disziplin und ihren Vertretern doch eine entscheidende Grundlagenkrise gegönnt. Die aber stellt sich erst und allenfalls auf dem Niveau des *Gödelschen* Unvollständigkeitstheorems der Logik ein, das Taschenrechner und selbst Hochleistungscomputer jedoch nicht beunruhigt und auch nicht vom verlässlichen Funktionieren abhält.

Mit dem wohl bekanntesten Paradox, dem des *Epimenides* vom kretischen Lügner<sup>9</sup>, verhält es sich nicht viel, aber

immerhin doch ein wenig anders als mit der fußballrunden Zähl- und Erzählgeschichte. Die Szene, dass ein Kreter sagt, alle Kreter seien Lügner, hat zweifellos ihren narrativen und intellektuellen Reiz. Auch diese Paradoxie lässt sich aber, ihrer Prominenz zum Trotz, verblüffend leicht auflösen, entdramatisieren und erfolgreich auf Normallogikmaß und Alltagsverstand zurückbiegen. Dieser Kreter lügt, seine Nachbarn aber lügen nicht bzw. – der Norm entsprechend – wie wir alle ab und an, mehr oder weniger häufig. Nur unter der verschärften Bedingung, dass der Satz erstens lautet „Alle Kreter lügen immer und ausschließlich“ und dass dies zweitens sachlich zutrifft, macht das kretische Lügnerparadox etwas her. Das Argument ist bekannt: Dann sagt der Kreter, der über die systematische Lügenhaftigkeit der Kreter korrekt Auskunft gibt, die Wahrheit, womit er die Wahrheit Lügen straft, sofern er, der ja auch ein stets lügender Kreter ist, nicht lügt, womit er genau dafür sorgt, dass der Satz von den verlässlich lügenden Kretern zur Lüge wird, was dann aber diesen All-Satz zugleich falsifiziert und bestätigt.

Selten bedacht wird in diesem Kontext übrigens das Paradox, dass systematisches Lügen eine verlässliche Wahrheitsfindung leicht möglich macht. Wer immer und verlässlich lügt, wenn er an einer Bifurkation nach dem richtigen Weg gefragt wird, ist ein verlässlicher Auskunftsgeber: Man geht dann eben nicht in die angegebene, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Selbst, wenn man weiß, dass an einem Tag ein Lügner und am jeweils anderen Tag ein ehrlicher Kopf Auskunft über den richtigen Weg zum Ort der Wahrheit gibt, und selbst, wenn man nicht weiß, ob an diesem Tag der Lügner oder der Nichtlügner an der Weggabelung sitzt, kommt man verlässlich weiter. Nämlich via negationis: Man muss nur fragen, was der andere, der heute Abwesende, auf die Frage nach dem rechten Weg antworten würde. Der Lügner würde selbstredend lügen und also behaupten, der Nichtlügner würde an seiner Statt den linken Weg empfehlen; genau dies aber würde wahrheitsgemäß auch der Nichtlügner tun, der ja sagen soll, was der andere, also der Lügner antworten würde. Und also kann man, Paradoxie-gestählt, getrost und seiner Sache sicher den anderen Weg beschreiten, der ins langweilige Reich der verlässlichen Wahrheit führt, in der Geisteswissenschaftler mitsamt Juristen, Theologen und Literaten brotlos wären. Schwierigkeiten hat der Fragesteller jedoch nach wie vor im Regelfall, dann nämlich, wenn er einem Menschen begegnet, der mal lügt und mal die Wahrheit sagt, ohne dass seine Aussagen zügig ein Muster erkennen lassen.

Die Paradoxie ist eine rhetorische Figur, die ihren Reiz daraus bezieht, sich von der Doxa abzusetzen, also gegen die herrschende Meinung anzudenken und dadurch intellektuell zu faszinieren. Häufig entstehen Paradoxie-Effekte dadurch, dass (wie im Kreter-Paradox oder in der Szene aus dem Film *Life of Brian*) die konstative und die performative Dimension einer Äußerung im Widerstreit liegen.<sup>10</sup> Wenn alle unvergleichliche Individuen sind, wenn alle Querdenker sein wol-

<sup>9</sup> *Modick* hat ihm einen bemerkenswerten Roman gewidmet: *Der kretische Gast*, 2003.

<sup>10</sup> Vgl. dazu den klassischen Titel *Watzlawick/Beavin/Jackson, Menschliche Kommunikation – Formen, Störungen, Paradoxien*, 1969.

len, wenn ein Konformismus des Anderssein herrscht,<sup>11</sup> stellen sich Paradoxien ein, die die Doxa, die Dogmatik, die herrschende Lehre oder den gesunden Menschenverstand wenn nicht erschüttern, so doch irritieren. Und wenn dies anhaltend geschieht, ändert sich eben die herrschende Meinung, so dass man „das ist auch gut so“ sagen kann, wenn z.B. Herrscherkritik, Ehebruch, Kuppelei oder Homosexualität nicht länger strafbewehrt sind, Raucher hingegen als kriminell gelten und von Auge wie Arm des Gesetzes streng verfolgt werden.

Es leuchtet angesichts so naheliegender Beispiele schnell ein, dass Paradoxien das Lebenselixier der Jurisprudenz, der Kunst und der Geisteswissenschaften sind – und dass eben dieser Satz selbst zum Dogma werden kann. Alle verlässlichen Regeln haben ihre Ausnahme, aber eben das gilt regelmäßig und ausnahmslos – es sei denn, es gäbe eine Ausnahme von der Regel, dass es keine Regel ohne Ausnahme gibt.<sup>12</sup> Man hat gute Gründe dafür, einer Hermeneutik des Misstrauens viel Vertrauen entgegenzubringen. Und man hat gleichermaßen gute Gründe dafür, allzu großer Skepsis mit Skepsis zu begegnen. In den Worten, die ausgerechnet der für Widerspruchsstrukturen hochsensible *Hegel* gefunden hat: Es „ist nicht abzusehen, warum nicht [...] ein Mißtrauen in dies [skeptizistische] Mißtrauen gesetzt und besorgt werden soll, daß diese Furcht zu irren schon der Irrtum selbst ist.“<sup>13</sup>

Paradoxien haben nicht nur ihren intellektuellen Reiz, sie haben (nicht nur deshalb, weil sie häufig performative Aspekte einblenden) auch ihre pragmatische Dimension. Man muss in allen denkbaren und wirklichen Situationen irgendwie weitermachen, auch wenn man sich mit der Logik von Paradoxien so vertraut gemacht hat, dass man sich gelähmt fühlt wie der Mann in *Kafkas* Parabel, dem der Eintritt ins Gesetz vom Türhüter verwehrt wird. Denn auch die Entscheidung, angesichts von Paradoxien nicht weiterzumachen und das Tor, das in die Sphäre letzter oder doch zumindest vorletzter<sup>14</sup> Einsichten führt, nicht zu durchschreiten, ist eine Entscheidung und eine Form des Weitermachens. Wer all dies einsieht und eben auch: Wer, von des Gedankens Blässe unberührt, all dies nicht einsieht, muss angesichts der Logik von Paradoxien weiterleben oder eben sich aus dem Verkehr ziehen, wie Werther es tut. Das gilt auch dann, wenn Paradoxien zu Aporien werden. Auch bei diesem Begriff lohnt sich eine philologische Erinnerung an den Wortsinn. „Das griech. *α-πορία* (entspr. *απορος*, *απορεύ*) bedeutet im Gegensatz zu *εν-πορία* ‚Ausweglosigkeit, Verlegenheit, Not, Zweifel‘. *Platon* bezeichnet so die Situation, da der Unwissende seiner Unwissenheit inne wird und ein zielbewußtes Suchen anhebt. In die A. zu versetzen (*ποιεῖν ἀπορεύ*) ist das Ziel der sokra-

tischen Fragekunst. Als bloßes Streben behält die Philosophie Anteil an Fülle (*πορος*) und Mangel (*πενία*, *απορία*). Die Grund-A. konkretisiert sich in einzelnen A. – Für *Aristoteles* resultiert die A. aus der ‚Gleichheit konträrer Argumente‘, die im *απορημα*, dem ‚dialektischen Schluß auf das Gegenteil einer Behauptung‘, bewußt herbeigeführt wird. *Aristoteles* stellt A. methodisch an den Anfang seiner Untersuchungen: Im Abwägen gegensätzlicher Auffassungen wird das Problem geschärft und die Lösung vorbereitet. – *απορητικός* heißen später auch die Skeptiker, die aber beim ‚Gleichgewicht der Gründe‘ (*ἰσοσθένεια των λογων*) stehen bleiben. – Im *Lateinischen* wird *απορία* zu ‚*dubitatio*‘ und ‚*quaestio*‘.“<sup>15</sup>

Zweifel und Verzweiflung angesichts von Paradoxien können in Weglosigkeiten führen. *Kierkegaard* hat diesem aporetischen Habitus in seinem „ekstatischen Vortrag“ *Entweder – Oder* einen schlagenden oder aber eben umgekehrt: Einen lähmenden Ausdruck verliehen: „Heirate, du wirst es bereuen; heirate nicht, du wirst es auch bereuen; heirate oder heirate nicht, du wirst beides bereuen; entweder du heiratest oder du heiratest nicht, du bereust beides. Lache über die Torheiten der Welt, du wirst es bereuen; weine über sie, du wirst beides bereuen; entweder du lachst über die Torheiten der Welt oder du weinst über sie, du bereust beides. Trau einem Mädchen, du wirst es bereuen; traue ihr nicht, du wirst es auch bereuen; traue einem Mädchen oder traue ihr nicht, du wirst beides bereuen; entweder du traust einem Mädchen oder du traust ihr nicht, du wirst beides bereuen. Erhänge dich, du wirst es bereuen; erhänge dich nicht, du wirst es auch bereuen; erhänge dich oder erhänge dich nicht, du wirst beides bereuen; entweder du erhängst dich oder du erhängst dich nicht, du wirst beides bereuen. Dies, meine Herren, ist aller Lebensweisheit Inbegriff.“<sup>16</sup> Letzterer Satz ist aus schnell nachvollziehbaren Gründen stets erneut und eben auch schon von *Kierkegaard* selbst bezweifelt wurden. Als Inbegriff der Lebensweisheit kann es nämlich auch gelten, über der Unlösbarkeit des gordischen Knotens nicht in Melancholie zu verfallen, sondern den Knoten mit einem Schwert zu zerschlagen.

Man unterbietet, wenn man so brachial auf Aporien reagiert, ein gewisses Komplexitätsniveau, kann sich dabei aber immerhin auf Alexander den Großen berufen. Der Delinquent, der dem Despoten logisch konsistent vorrechnet, er dürfe ihn nicht hinrichten lassen, weil doch das Urteil laute, dass die Hinrichtung an einem beliebigen der zehn folgenden Tage nach der Urteilsverkündung zu vollziehen sei, um durch diese zeitliche Unsicherheit die psychischen Qualen des Verurteilten noch zu erhöhen (denn der letzte, der zehnte Tage käme ja nicht in Frage, weil er nach Ablauf von neun Tagen eben kein unsicheres, sondern ein sicheres Datum sei, dann aber käme auch der neunte Tag nicht in Frage, weil [...]) – dieser Delinquent ist zwar zweifellos ein kluger Kopf, aber er kann diesen Kopf dennoch verlieren, wenn der Despot, gekränkt über seine intellektuelle Blamage, ihn sofort hinrichten lässt und damit fast auf dem Niveau des Knoten

<sup>11</sup> Vgl. *Bolz*, Die Konformisten des Anderssein – Ende der Kritik, 1999.

<sup>12</sup> Vgl. dazu *Broschart*, Über die Sprachwissenschaft hinaus – Sprache und Linguistik aus transdisziplinärer Sicht, 2007, S. 369 ff.

<sup>13</sup> *Hegel*, in: Michel/Moldenhauer (Hrsg.), Phänomenologie des Geistes, Bd. 3, 1970, S. 69.

<sup>14</sup> Vgl. *Hörisch*, Vorletzte Fragen – Mit Bildern von Ruth Tesmar, 2007.

<sup>15</sup> Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 1, S. 447 f.

<sup>16</sup> *Kierkegaard*, in: Diem/Rest (Hrsg.), Entweder – Oder, 1975, übersetzt v. *Heinrich Fauteck*, S. 49 f.

zerschlagenden Großen Alexander ist. Was in theoriesprachlicher Fassung nur heißt, dass Dezisionen Dekonstruktionen aushebeln können und dies mit uncharmanter Regelmäßigkeit, die nur von wenigen Ausnahmen bestätigt wird, auch tun. Dies war ja *Luhmanns* plausibler (Dekonstruktivisten würden sagen: Ein wenig zu plausibler) Standardeinwand gegen *Derrida*: Die Dekonstruktion vermeintlich gültiger Aussagen und vermeintlich konsistenter Texte sei fast immer plausibel, könne aber dennoch das eigentlich Spannende nicht plausibel machen – und das sei eben, dass es auch (wer paradoxieverliebt ist, könnte geneigt sein zu sagen: dass es gerade) nach erfolgreicher Dekonstruktion von Texten (Gesetzestexten voran!) kollektiv bindende Sätze und Verständigungsmuster gibt. Das leuchtet schon vulgärpsychologisch ein. Das Bedürfnis nach gültigen und bindenden Gesetzen ist in eben dem Maß ausgeprägt, in dem Gesetze miteinander in schwer zu schlichtendem Widerstreit stehen.

Auch das plausible Plädoyer für einen pragmatischen Umgang mit Paradoxien und Aporien kommt jedoch an eine Grenze. An eine Grenze, die die antipragmatistische Sottise klar markiert, die da lautet: „of course pragmatism is the only right theory. The only problem with pragmatism is that it does not work.“ Und in der Tat funktioniert die pragmatische Auflösung von Paradoxien und Aporien nicht, wenn man die Sphäre der schon vom antiken Denken bedachten und von *Kant* nobilitierten Antinomien auch nur streift. Genau dann wird nämlich die Dimension von logischer Inkonsistenz erreicht, die über die intellektuellen Reize von Paradoxien und Aporien hinausführt: der Begriff Antinomie – er sollte eigentlich stets im Plural verwendet werden: Der Begriff Antinomien – meint ja nichts anderes als dies, dass gültige Gesetze oder zumindest in sich widerspruchsfreie Hypothesen miteinander im nicht zu schlichtenden Widerstreit liegen. Ob die Welt bzw. „alles Sein“ raumzeitliche Grenzen habe oder nicht, ob jede zusammengesetzte Substanz aus einfachen Teilen bestehe oder nicht, ob überall (z.B. auch im Hinblick auf das Phänomen Willensfreiheit) der Satz vom Grunde und also auch Kausalität herrsche oder nicht, und ob ein notwendiges absolutes Wesen zur Welt gehöre oder aber inexistent sei – Fragen wie diese lassen sich, so *Kant*, gerade deshalb, weil es gute Gründe für beide Gesetzesannahmen gibt, nicht vernünftig beantworten. Und dennoch drängen sie sich stets erneut auf. Paradoxien verhalten sich zu Antinomien wie Johannes der Täufer zu Christus. Der Täufer spricht und verkündet, er hält sich in der sprachlich-semantischen Sphäre auf, die er allenfalls symbolisch anreichert, wenn er Wasser als Medium einsetzt; Christus hingegen spricht nicht nur die Wahrheit, er ist die inkarnierte Wahrheit, das Wort ist Fleisch geworden. Sein und Sinn geraten aneinander, werden eins – oder eben nicht. Dann geraten sie in Widerstreit.

Das theologische Beispiel ist mehr als nur ein beliebiges Beispiel. Die Christologie hat (in der Regel: Protestantische) Dialektiker wie *Hegel* und *Kierkegaard* auch deshalb so fasziniert, weil sie den strikt antinomischen Charakter jeder Unendlichkeits- und Allmachtstheologie erkannt haben. Das hat schon *Luther* zum Ausdruck gebracht, als er 1518 die Thesen seiner Heidelberger Disputation als „*Theologica paradoxa*“, also als Thesen verstand, die gegen die katholi-

sche Dogmatik gewendet sind, weil sie keine Scheu haben, das Paradox als das Kreuz und das Kreuz als die Antinomie der christlichen Religion zu verstehen. Ob der allmächtige Gott einen Stein schaffen könne, der so schwer sei, dass er ihn nicht heben könne? Das ist eine frivole Frage wie die, was denn Gott vor der Erschaffung der Welt gemacht habe. *Luthers* Antwort auf diese Frage hat zu Recht eine gewisse Prominenz erlangt: Da habe Gott Ruten geschnitzt für Leute, die solche sophistischen und frivolen Fragen stellen. Es ist nun aber eben keine bloß sophistische und paradoxieverliebte, sondern vielmehr eine ins Zentrum jedes Monotheismus zielende Frage, ob der unsterbliche und alleinige Gott wirklich allmächtig sei, wenn er eines nicht vermag, was Sterbliche vermögen – eben zu sterben.

Unter den monotheistischen Offenbarungsreligionen macht genau dies die Sonderstellung des Christentums aus: Sie kennt die antinomische Figur des allmächtigen Dreifaltigkeits-Gottes, der in und mit seinem Sohn die ohnmächtige Erfahrung des Sterbens gemacht hat, aber eben deshalb seinen Anspruch auf göttliche Allmacht aufrechterhalten kann: Wer verliert, gewinnt; wer ganz Mensch wird, hat gute Aussichten darauf, als Gott beglaubigt zu werden. Ohne Inkonsistenzen ist eine solche Theologie nicht zu haben. Ein Sohn, der von sich behauptet, genauso alt zu sein wie sein Vater, macht eine starke Behauptung. Das Christentum hat gewissermaßen den Geist der Antinomien, den Atheismus und die Möglichkeit des Gottes-Todes in den Glauben selbst hineinkopiert – und es hat (paradoxe Weise!) genau dieses sein antinomisches Design und Sein dogmatisch stets (oder doch zumindest in seiner katholischen Variante) erneut überblendet oder aber gänzlich ausgeblendet. Auf die antinomische Logik des Christentums weist auch sein inkarnationstheologischer Kern hin. Christentum ist anders als Judentum und Islam eben keine reine Buch- und Offenbarungsreligion, sondern um das antinomische, bemerkenswert realistische und immanent-weltliche Theologoumenon herum konstelligiert, dass das Wort Fleisch geworden ist. Von Paradoxien unterscheiden sich Antinomien genau dadurch, dass sie Widerspruchsstrukturen nicht „nur“ auf der semantischen Ebene, sondern in den Sachverhalten selbst gewahren. Plakativ gesprochen: Für antinomiesensibles Denken ist Antimaterie mehr als nur ein Begriff; wer an die Existenz von *Antinomien* glaubt, glaubt an die *Existenz* von Antinomien; Negationen sind für das antinomische Denken mehr als „nur“ mentale und kommunikative Akte. Was die Einsicht nicht aus-, sondern einschließt, dass sich nur mit Worten, Zeichen und Begriffen über das Verhältnis von Zeichen und Sach(verhalt)en streiten und entscheiden lässt. *Natura non loquitur*, *ens non loquitur*. Aber das Schweigen gibt es wirklich, Zeichen und Deutungen auch.

Man kann sich den eigentümlichen Realismus von Antinomien, die am bzw. im Abgrund ihren Ort haben, der soma und sema scheidet, zumindest heuristisch an einem Problem klarmachen, das seiner heiklen Momente zum Trotz die Hochliteratur wie kein zweites Thema fasziniert hat: Am Inzest. Faszinierend sind die Geschichten von Isis und Osiris, von Zeus und Hera, von Lot und seinen Töchtern, von Ödipus und Iokaste, von Cinyras und Myrrha, von Gregorius und

seiner Mutter bzw. Schwester, vom Harfner und von Mignon, von Sigmund und Sieglinde, von Ulrich und Agathe, vom homo faber und Sarah (um nur sie zu nennen) – faszinierend sind die Inzestgeschichten nicht nur um ihrer tabubewehrten Laszivität willen (bekanntlich ist das Inzesttabu die wohl festeste der transkulturellen Konstanten<sup>17</sup>), sondern vor allem deshalb, weil sie Benennungssysteme ebenso wie „Realitäten“ in Widerspruchsstrukturen verwickeln. Kein geringerer als *Ovid* hat dieses Problem in klassischen Versen zum vollendeten Ausdruck gebracht. Er erzählt in seinen *Metamorphosen* die Geschichte Myrrias nach, die leidenschaftlich ihren eigenen Vater Cinyras begehrt und zugleich vor diesem inzestuösen Begehren zurückschauert. Denn sie spürt, sich selbst in der zweiten Person ansprechend, welches ebenso realistische wie nomenklatorische Durcheinander die Erfüllung ihres Begehrens auslösen würde:

Nec, quot confundas et iura et nomina, sentis!  
tune eris et matris paelex et adultera patris?  
tune soror nati genetrisque vocabere fratris?

(Fühlst doch, wie viel du verwirrst an Namen und Rechten!  
So willst du Nebenbuhlerin sein der Mutter, Kebsle des Vaters?  
Willst des Sohnes Schwester, des Bruders Mutter du heißen?)<sup>18</sup>

Es wird zum Äußersten kommen. Myrrha vereint sich mit ihrem trunkenen Vater Cinyras, sie wird schwanger und gebärt keinen anderen als den schönsten aller Erdensöhne, Adonis. Doch sie kann ihm keinen Namen mehr verleihen, ja, sie kann gar nicht mehr sprechen – wurde sie doch noch vor der Geburt ihres inzestuös gezeugten Sohnes in einen Myrrhen-Baum verwandelt. Vor der Geburt waren, wie *Ovid* eindringlich herausstellt, die Verwandtschaftsbeziehungen eindeutig.

So empfing in das schändliche Bett der Vater sein eigen Fleisch und Blut; er lindert der Jungfrau Ängste durch Zuspruch, spricht, dem Alter gemäß, vielleicht mit Tochter sie an und sie ihn mit Vater, damit dem Frevel die Namen nicht fehlen.<sup>19</sup>

Nach der Geburt des Adonis hat diese Eindeutigkeit ein paradoxes Ende. Fortan gilt, dass die Bezeichnungen wie die natürlichen Gesetzes-Ordnungen verwirrt sind („nec, quot confundas et iura et nomina, sentis!“; V. 346): Myrrha müsste, wenn sie denn noch menschlich und nicht pflanzlich wäre, „des Sohnes Schwester und des Bruders Mutter“ heißen. Solche Verhältnisse aber sind im buchstäblichen Sinne anti-

nomisch: Der Nomos der Mutter und der Nomos der Schwester können, wenn denn das tertium-non-datur-Gesetz gelten soll, demselben soma und demselben sema in derselben Hinsicht (auf diesen einen Verwandten) nicht zugleich zukommen und nicht zukommen. Im Hinblick auf Cinyras heißt dies, dass er Vater und Großvater von Adonis zugleich ist. Kein Wunder, dass er verstummt, als Licht in die Kammer des inzestuösen Schreckens und Greuels dringt und ihm buchstäblich ein Licht aufgeht:

Und die folgende Nacht wiederholt – nicht als letzte – den Greuel. Bis dann Cinyras endlich, begierig die Liebende, die so oft er umschlungen, zu sehn, ein Licht bringt – und seine Tochter und das Verbrechen erkennt.<sup>20</sup>

Und er erkannte sie. Der lateinische Text lautet: „Cum tandem Cinyras, avidus cognoscere amantem / post tot concubitus, inlato lumine vidit“. Cognoscere veritam, cognoscere feminam.

Wie die Gesetzgebung mit dem Kultur- bzw. Natur-Gesetz Inzestverbot umgehen soll, stand seit jeher und steht derzeit in Deutschland zur Diskussion. Dies- und jenseits juristischer, psychologischer und medizinischer Fragen<sup>21</sup> aber darf die Frage zu Recht als tiefsinnig gelten, ob inzestuöse Verwandtschaftsverhältnisse „nur“ auf der nomenklatorischen oder eben auch auf der „realistischen“ Ebene antinomisch sind und gerade deshalb so viel literarische Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Im Englischen heißen Verwandte bekanntlich „relatives“, welches Wort schon anzeigt, dass Verwandtschaftsbeziehungen nun eben Beziehungsverhältnisse anzeigen. So ließe sich das Verhältnis von Ödipus zu

<sup>20</sup> *Ovid* (Fn. 18), V. 471-474.

<sup>21</sup> Noch mit dem notorischen Drama Inzest kann die Jurisprudenz entdramatisierend umgehen und z.B. feststellen, dass es im Jahr 2003 auf dem Gebiet der früheren Bundesrepublik Deutschland nur zehn Verurteilungen aufgrund des § 173 gegeben hat, auch wenn ein jüngeres Urteil des Bundesverfassungsgerichts das Inzestverbot für mit dem GG vereinbar erklärt hat (2 BvR 392/07). An der emotionalen Ächtung des Inzests würde eine solche Gesetzesnovellierung vermutlich nichts ändern. „Der Psychologe *Jonathan Haidt* von der University of Virginia bat seine Probanden, bestimmte Tabubrüche moralisch zu bewerten, die bewusst so gewählt waren, dass kein Schaden für irgendeine Person entstand: „Zum Beispiel den Sexualakt zwischen einem Geschwisterpaar, das dabei Freude empfand, Empfängnisverhütung praktizierte und die ‚Sünde‘ vor der Umgebung verheimlichte. Obwohl alle potenziellen Nachteile ausgeklammert waren, verurteilten die Befragten das Verhalten mit wildem Abscheu. Sie hatten aber große Schwierigkeiten, zu erklären, warum. Ihre Argumente waren nur nachträgliche Rationalisierungen für emotional gefällte Urteile. Zum Beispiel sagten viele, dass Inzest zu deformiertem Nachwuchs führt. Aber selbst wenn der Versuchsleiter sie auf den Denkfehler – etwa das Übersehen der Empfängnisverhütung – aufmerksam machte, beharrten sie stur und ratlos auf ihrem Richtspruch.“ (*Degen*, Bild der Wissenschaft 10/2007, 76)

<sup>17</sup> Allerdings können die Inzest-Verbote kulturabhängig sehr schwanken. So ist etwa im arabischen Raum und in vielen anderen islamisch geprägten Kulturen die Cousin-Cousinenheirat eine Präferenz, während sie in anderen Kulturen geächtet, z.T. sogar juristisch verboten ist.

<sup>18</sup> *Ovid*, *Metamorphosen* – In deutsche Hexameter übertragen von Erich Rösch, 5. Aufl. 1972, X, V. 346-348, S. 377.

<sup>19</sup> *Ovid* (Fn. 18), V. 465-468, S. 383.

seinem mit seiner Mutter gezeugten Kind semantisch relativieren und entdramatisieren: Im Hinblick auf den Umstand, dass es sich um sein Kind handelt, ist er nun eben der Vater dieses Kindes, im Hinblick darauf, dass dieses Kind das Kind seiner Mutter ist, verdient sein Kind die Bezeichnung Geschwister. Beide Bezeichnungen sind nun aber tatsächlich sensu stricto widersprüchlich, konfligierend, antinomisch. Denn sie gelten ja eben in derselben Hinsicht auf das Verhältnis zwischen Ödipus und seinem inzestuös mit seiner Mutter gezeugten Kind. Es handelt sich tatsächlich, wirklich, real um einen Widerspruch, wenn die Mutter zugleich und in derselben Hinsicht die Großmutter eines Menschenwesens ist, das aus gleich guten Gründen zugleich Kind und Enkel bzw. Kind und Geschwister genannt zu werden verdient.

Thomas Mann hat die Frage nach den semantisch-somatischen bzw. sem-ontologischen Aspekten inzestuöser Widerspruchsstrukturen in seinem ebenso lasziven wie alexandrinischen Altersroman *Der Erwählte*, in dem die durch die Gesta Romanorum bekannte und durch *Hartmann von Aue* ausgestaltete Gregorius-Legende geistreich recycelt wird, ausdrücklich gestellt. Die abgründige Geschichte ist schnell nacherzählt<sup>22</sup>. Gregorius ist die Frucht eines Inzests zwischen den adeligen Zwillingsschwwestern Sibylle und Wiligis. Aufgrund dieser seiner skandalösen Herkunft wird er fernab von seiner Heimat großgezogen. Später kämpft er erfolgreich für die Sache einer bedrohten Frau, die selbstredend keine andere als seine Mutter bzw. Tante ist; er heiratet sie, die anders als ihr Ehepartner mehr als nur dunkel ahnt, daß sie ihren Sohn/Neffen heiratet, und das Paar zeugt wiederum Kinder. In der Anagnoresis-Szene, die den Roman beschließt, trifft Sibylle in Begleitung ihrer potenziert inzestuösen Töchter den nach gründlicher Buße und langem Moratorium zum Papst avancierten Sohn/Neffen wieder. Die Worte, die beide wechseln, sind buchenswert. „Ich [...] habe mir mit dem Bruder den Gatten gezeugt“, sagt Sibylle<sup>23</sup>, und sie tut nicht so, als ob sie nicht wüsste, zu wem sie dies sagt: „Ich erkenne Euch immer“<sup>24</sup>.

Nun sind die Worte „(be)zeugen“ und „erkennen“ bekanntlich doppeldeutig; sie bezeichnen aber in all ihrer Doppeldeutigkeit doch zugleich präzise die Grenze, an der Sein und Sinn, Soma und Sema, Worte und Sachverhalte ihr heikles Rendezvous haben. Auch Papst Gregorius, der seltsame Heilige und Erwählte, erkannte und erkennt seine Mutter/Tante/Ehefrau, mit der er gemeinsame Töchter zeugte. „Unsre Töchter!“ rief er. „Wo sind sie? [...] Man soll sie vor Uns bringen, sogleich!“ Das geschah. Stultia und Humilitas kamen zu ihnen herein ins Innerste und durften auch nur den Ring, nicht den Pantoffel küssen. „Liebe Nichten“, sagte Gregorius, „so nennen Wir euch, da eure Mutter im Papste einen Seitenverwandten erfunden (sich) hat. Wir freuen uns lebhaft

ten Herzens, euch kennenzulernen in eurer verschiedenartigen Lieblichkeit.“ Zu Sibyllen aber sagte er: „Da siehst du, ehrfürchtig Geliebte, und Gott sei dafür gepriesen, daß Satanas nicht allmächtig ist und es nicht so ins Extreme zu treiben vermochte, daß ich irrtümlich auch noch mit diesen in ein Verhältnis geriet und etwa gar Kinder von ihnen hatte, wodurch die Verwandtschaft ein völliger Abgrund geworden wäre. Alles hat seine Grenzen. Die Welt ist endlich.“<sup>25</sup> Der historische Gregorius kann aus chronologischen Gründen *Spinozas* Endlichkeitssatz nicht zur Kenntnis genommen haben. Doch der literarische Papst teilt mit dem Philosophen der Immanenz die Einsicht „omnis determinatio est negatio“. Weil die Welt endlich ist und alles (incl. Gott!) seine Grenzen hat, ist die Welt bedeutsam. Und eben, weil die Welt unendlich viele endliche Probleme kennt, gelten in ihr Gesetze, von denen stets erneut zu prüfen ist, ob sie von endlichen Menschen gesetzte Gesetze oder unmenschlich-unendlich gültige Gesetze sind. So oder so aber gilt das fundamentalsemiologische Gesetz, dass Gesetze bedeutsam nur sein können, weil alles seine Grenzen hat und die Welt endlich ist.

Antinomien sind tiefsinnig, Paradoxien sind lasziv. Paradoxien sind das Lebenselixier der Geisteswissenschaften. *Elixier des Teufels* ist der Titel des Romans eines romantischen Juristen, in dem es in perverser Lust um Inzest in all seinen Ausgestaltungen, mehr noch aber um das Problem geht, wie mit antinomischen Widerspruchsstrukturen überhaupt umzugehen sei. Das eigentliche Reflexions-Elixier von *E.T.A. Hoffmanns* wüstem Roman besteht (ähnlich wie in *Brentanos* ebenfalls inzestfixiertem Roman *Godwi*) deshalb in keiner anderen Frage als der, wie konsistent, paradox, aporetisch bis antinomisch es am Ort der Aussagen über Identität und Widersprüche, also im menschlichen Selbstbewusstsein selbst zugehe. Die große intellektuelle Entdeckung der Romantiker besteht ein gutes Jahrhundert vor *Russells Principia Mathematica* in der Einsicht, dass mengentheoretische Dilemmata in Universalismus-Kontexten erstens unvermeidbar sind und sich zweitens diabolischer Weise genau dort einzustellen pflegen, wo ein Höchstmaß an Konsistenz und Widerspruchsfreiheit erwartet wird oder etabliert werden soll. Im Hinblick auf das romantische Paradigma Selbstbewusstsein heißt das: Wer immer Bewusstsein von sich selbst hat, kann dieses Bewusstsein nur um den Preis einer antinomischen Inkonsistenz haben. Denn die von Fichte selbstbewusst präsentierte Ich = Ich-Gleichung des Selbstbewusstseins verwickelt sich in das Problem, dass auf beiden Seiten der Gleichung ja dieselbe Größe in Anschlag gebracht wird: Ein Ich soll sich selbst als dieses Ich wissen, begreifen, erfahren, verstehen. Dann aber ist das wissende Ich die Menge aller Bewusstseinsmengen, die sich selbst als Element ent-

<sup>22</sup> Thomas Mann hat sie vor dem Erwählten bereits im Doktor-Faustus-Roman in vergleichsweise kurzer Fassung erzählt, in: Stachorski (Hrsg.), *Doktor Faustus – Große kommentierte Frankfurter Ausgabe*, 2007, S. 459 ff.

<sup>23</sup> Mann, in: de Mendelssohn (Hrsg.), *Der Erwählte*, *Gesammelte Werke*, Frankfurter Ausgabe, 1980, S. 255.

<sup>24</sup> Mann (Fn. 23), S. 257.

<sup>25</sup> Mann (Fn. 23), S. 258 f. *Andreas Urs Sommer* versteht *Thomas Manns* Roman überzeugend als „literarische Neutralisierung dogmatisch-mythischer Absolutheitsansprüche“, die Theologie systematisch paradoxiert (Neutralisierung religiöser Zumutungen – Zur Aufklärungsträchtigkeit von *Thomas Manns* Roman „Der Erwählte“, in: *Görner* [Hrsg.], *Traces of Transcendence. Spuren des Transzendenten. Religious Motifs in German Literature and Thought*, 2001, S. 233).

hält. Ein Ich weiß sich selbst als Ich – das heißt: Es ist Inhalt seines Bewusstseins und zugleich dieses Bewusstsein selbst. Also schwindelt (anders als in der oben angeführten Fußballgleichung  $29 = 30$ ) das Gleichheitszeichen zwischen den beiden Signifikanten „Ich“ tatsächlich: Mit sich identisch ist selbstbewusste Subjektivität nur um den Preis, anders zu sein, als sie ist, genau dann doppelt vorzukommen, wenn sie sich als mit sich identisch erfahren zu können glaubt. Spaltung ist der Preis für starke Identität.

Die Grundstruktur dieser mengentheoretischen Antinomie hat schon ein Traktat des *Damaskios* dargelegt, der um 515 zum letzten Leiter der platonischen Akademie in Athen avancierte, bevor diese wegen ihrer antik-paganen Tendenzen unter christlichem Druck geschlossen wurde, und das den anti-monotheistischen Titel *Aporien und Lösungen über die ersten Prinzipien* trägt. Darin heißt es über die radikalste Aporie: „Ist das, was man das einzige Prinzip des Ganzen nennt, jenseits des Ganzen oder ist es ein Teil des Ganzen, wie der Gipfel dessen, was aus ihm hervorgeht?“ Die Sprengkraft des Arguments ist schlagend: Was immer als in sich ruhendes Prinzip, das ein Ganzes hervorbringt und trägt, in Anschlag gebracht wird (z.B. Gott, Selbstbewusstsein, Konsens, Widerspruchsfreiheit), sorgt, wenn es jenseits des Ganzen seinen Ort hat, dafür, dass das Ganze nicht mehr das Ganze ist, weil es ja das Prinzip nicht einschließt, es also über das Ganze, über „alles“ hinaus noch etwas (und zwar etwas Entscheidendes!) gibt. Wenn aber das Prinzip Teil des Ganzen ist, kann es nicht Prinzip des ganzen Ganzen sein.<sup>26</sup> Der liebe Gott sieht alles, so sehen es jedenfalls einige Theologen; nicht alle unter ihnen werden Dialektiker, die dem allmächtigen Gott selbst paradoxe, negative oder gar antinomische Qualität zusprechen. Geschweige denn, dass fromme Theologen ihre Aktivitäten als diabolische begreifen – ist es nicht unförmlich bis hybrid, den Letztbeobachter theologisch zu beobachten und also den theos einer Logik zu unterstellen? Nicht nur Mephistopheles beobachtet lustvoll den Gott, der gerade in dem Maße, in dem ihm überlegene Attribute zugesprochen werden, die Frage nicht vermeiden kann „Wer bin ich, und wenn ja, wie viele?“

Es gibt tatsächlich Paradoxien, Widersprüche und Antinomien. Wer, wie bestimmte Vertreter einer nicht mehr kritischen Theorie pragmatische und andere Selbstwidersprüche für einen Skandal halten und jeden, der Paradoxien und Antinomien in bester antiker, Cusanus-, Hegel-, Gödel- und Adorno-Tradition zumindest für einen Index anspruchsvoller Problemlagen begreift, des Irrationalismus bezichtigen und aus der scientific community exkommunizieren wollen, wechselt seine mentalen Sicherheitsbedürfnisse mit dem Stand der logischen und eben auch reallogischen Sachverhalte. Seit *Gödels* berühmtem bis berüchtigtem Unvollständigkeitssatz der Logik steht auch und gerade im Hinblick auf den vermeintlich widerspruchsfreien Kern formallogischen Wissens und Erkennens fest, dass Wahrheit ein mächtigerer Begriff als Beweisbarkeit ist – und dass sich eben dies beweisen lässt. Die Doppeldeutigkeit des deutschen Begriffs „Ge-

setz“, der das positiv Gesetzte ebenso meint wie das schlechthin „naturgesetzlich“ Gültige, ist mehr als eine frivol in Kauf zu nehmende Doppeldeutigkeit. Sie verweist darauf, dass es gesetzte Gesetze nur deshalb gibt, weil es kein erschließbares, offenbares, letztes Metagesetz, kein Gesetz des Gesetzes, keinen Sinn des Sinns und keinen Grund des Grundes gibt.

Es gibt kein Gesetz des Gesetzes. Das aber steht gesetzlich fest. Um dieses Paradox kreist *Kafkas* abgründige Aufzeichnung *Zur Frage der Gesetze*: „Unsere Gesetze sind nicht allgemein bekannt, sie sind Geheimnis der kleinen Adelsgruppe, welche uns beherrscht. Wir sind davon überzeugt, dass diese alten Gesetze genau eingehalten werden, aber es ist doch etwas äußerst Quälendes, nach Gesetzen beherrscht zu werden, die man nicht kennt. Ich denke hierbei nicht an die verschiedenen Auslegungsmöglichkeiten und die Nachteile, die es mit sich bringt, wenn nur einzelne und nicht das ganze Volk an der Auslegung sich beteiligen dürfen. Diese Nachteile sind vielleicht gar nicht sehr groß. Die Gesetze sind ja so alt, Jahrhunderte haben an ihrer Auslegung gearbeitet, auch diese Auslegung ist wohl schon Gesetz geworden, die möglichen Freiheiten bei der Auslegung bestehen zwar immer noch, sind aber sehr eingeschränkt. Außerdem hat offenbar der Adel keinen Grund, sich bei der Auslegung von seinem persönlichen Interesse zu unseren Ungunsten beeinflussen zu lassen, denn die Gesetze sind ja von ihrem Beginne an für den Adel festgelegt worden, der Adel steht außerhalb des Gesetzes, und gerade deshalb scheint das Gesetz sich ausschließlich in die Hände des Adels gegeben zu haben. Darin liegt natürlich Weisheit – wer zweifelt die Weisheit der alten Gesetze an? –, aber eben auch Qual für uns, wahrscheinlich ist das unumgänglich. Übrigens können auch diese Scheingesetze eigentlich nur vermutet werden. Es ist eine Tradition, dass sie bestehen und dem Adel als Geheimnis anvertraut sind, aber mehr als alte und durch ihr Alter glaubwürdige Tradition ist es nicht und kann es nicht sein, denn der Charakter dieser Gesetze verlangt auch das Geheimhalten ihres Bestandes. Wenn wir im Volk aber seit ältesten Zeiten die Handlungen des Adels aufmerksam verfolgen, Aufschreibungen unserer Voreltern darüber besitzen, sie gewissenhaft fortgesetzt haben und in den zahllosen Tatsachen gewisse Richtlinien zu erkennen glauben, die auf diese oder jene geschichtliche Bestimmung schließen lassen, und wenn wir nach diesen sorgfältigst gesiebten und geordneten Schlussfolgerungen uns für die Gegenwart und Zukunft ein wenig einzurichten suchen – so ist das alles unsicher und vielleicht nur ein Spiel des Verstandes, denn vielleicht bestehen diese Gesetze, die wir hier zu erraten suchen, überhaupt nicht. Es gibt eine kleine Partei, die wirklich dieser Meinung ist und die nachzuweisen sucht, dass, wenn ein Gesetz besteht, es nur lauten kann: Was der Adel tut, ist Gesetz. Diese Partei sieht nur Willkürakte des Adels und verwirft die Volkstradition, die ihrer Meinung nach nur geringen zufälligen Nutzen bringt, dagegen meistens schweren Schaden, da sie dem Volk den kommenden Ereignissen gegenüber eine falsche, trügerische, zu Leichtsinne führende Sicherheit gibt. Dieser Schaden ist nicht zu leugnen, aber die bei weitem überwiegende Mehrheit unseres Volkes sieht die Ursache

<sup>26</sup> Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 1, S. 447 f., Bd. 7., S. 89.



dessen darin, dass die Tradition noch bei weitem nicht ausreicht, dass also noch viel mehr in ihr geforscht werden muss und dass allerdings auch ihr Material, so riesenhaft es scheint, noch viel zu klein ist und dass noch Jahrhunderte vergehen müssen, ehe es genügen wird. Das für die Gegenwart Trübe dieses Ausblicks erhellt nur der Glaube, dass einmal eine Zeit kommen wird, wo die Tradition und ihre Forschung gewissermaßen aufatmend den Schlusspunkt macht, alles klar geworden ist, das Gesetz nur dem Volk gehört und der Adel verschwindet. Das wird nicht etwa mit Hass gegen den Adel gesagt, durchaus nicht und von niemandem. Eher hassen wir uns selbst, weil wir noch nicht des Gesetzes gewürdigt werden können. Und darum eigentlich ist jene in gewissem Sinn doch sehr verlockende Partei, welche an kein eigentliches Gesetz glaubt, so klein geblieben, weil auch sie den Adel und das Recht seines Bestandes vollkommen anerkennt. Man kann es eigentlich nur in einer Art Widerspruch ausdrücken: Eine Partei, die neben dem Glauben an die Gesetze auch den Adel verwerfen würde, hätte sofort das ganze Volk hinter sich, aber eine solche Partei kann nicht entstehen, weil den Adel niemand zu verwerfen wagt. Auf dieses Messers Schneide leben wir. Ein Schriftsteller hat das einmal so zusammengefasst: Das einzige, sichtbare, zweifellose Gesetz, das uns auferlegt ist, ist der Adel und um dieses einzige Gesetz sollten wir uns selbst bringen wollen?<sup>27</sup>

*Kafkas* Text hat es in sich. Er ist – paradox, paradox – von höchster Klarheit, wenn er von schwer zu klärenden Verhältnissen handelt; er ist von hoher Komplexität und entfaltet doch eine überschaubare Kombinatorik. Sie kreist um die jeweils binären Terme Gesetze und Auslegung, Adelsgruppe und ganzes Volk, Erschließbarkeit und Geheimnis bzw. Geheimhaltung, Tradition und Zukunft. Die jeweiligen Gegenbegriffe sind dabei so aufeinander bezogen, dass ihre Interdependenz schnell deutlich wird. Gesetze gibt es nur als ausgelegte Gesetze; den Adel kann es nur geben, weil es das Volk gibt, von dem er sich absetzt; zugänglich, erschließbar und bekannt sind die Gesetze nicht, um sie weht vielmehr ein mysteriöser Schleier – aber genau das ist bekannt; und alle vergangenen Anstrengungen einer angemessenen Auslegung der Gesetze können sich nur im Lichte ihrer ausstehenden Offenbarung bewähren. Ersichtlich handelt es sich bei diesen Oppositionsbegriffen um asymmetrische Gegenbegriffe. Jeweils ein Term dominiert in paradoxer Weise die Relation beider Terme: Die Auslegung der Gesetze ist mächtiger als diese selbst (was sich auch daran zeigt, dass „diese Auslegung [...] wohl schon Gesetz geworden ist“); der Adel ist das Andere und zugleich Bestandteil des ganzen Volkes, das er dominiert, er steht außerhalb des Gesetzes, das er und das ihn verbürgt; dass die Gesetze anders als die tradierten Auslegungen nicht offenbar sind, ist offenbar; und dass erst die apokalyptische Zukunft über die Angemessenheit der vergangenen Anstrengungen entscheiden kann, weiß man seit

langem. Diese Paradoxien lassen sich zuspitzen: Der Gedanke wird unvermeidbar, dass „diese Gesetze die wir hier zu erraten suchen (vielleicht) überhaupt nicht (bestehen)“ – dass aber gerade dieser Umstand die Bedingung der Möglichkeit der Auslegung von Gesetzen ist, einer Auslegung, die zum funktionalen Äquivalent der Gesetze selbst avanciert. Gesetze wären dann im dezisionistischen Sinne gesetzte Gesetze, wie „eine kleine Partei“ behauptet, „die nachzuweisen sucht, dass, wenn ein Gesetz besteht, es nur lauten kann: Was der Adel tut, ist Gesetz.“ Eine Wendung, die bemerkenswerter Weise im Präsemantischen verbleibt. Heißt es doch nicht „was der Adel *festsetzt*“, sondern „was der Adel *tut*, ist Gesetz“. Koppelungen zwischen Faktizität und Geltung resultieren aus der „normativen Kraft des Faktischen“, die eine Faktizität des herrschenden Pragmas und der Dezision ist. Die vom Staatsrechtler *Georg Jellinek* um 1900 geprägte Formel von der normativen Kraft des Faktischen wurde schnell berühmt und dürfte dem promovierten Juristen *Kafka* bekannt gewesen sein.

Der naheliegende Gedanke, diesen skandalösen Paradoxien ein Ende zu machen, den Adel zu stürzen und Gesetzen zu folgen, die in jedem Wortsinne einsichtig sind, scheitert daran, dass „das einzige sichtbare zweifellose Gesetz, das uns auferlegt ist, [...] der Adel (ist) und um dieses einzige Gesetz sollten wir uns bringen wollen?“ Wer diesen Schlusssatz von *Kafkas* ungeheurer und doch auch abgründig witziger Aufzeichnung aus konservatives Plädoyer dafür versteht, lieber zweifelhafte Gesetze und Gesetzeslegitimationen anzuerkennen als Anarchie zuzulassen, kann ihn so auslegen. Eine solche Auslegung verkennt aber nicht nur, dass die positive Antwort auf die Frage („ja, das wollen wir“) nach all den paradoxen Darlegungen nicht ganz unplausibel wäre (lieber transparente und heitere Anarchie als einen Dezisionismus, der seine anarchische Grundlosigkeit gewaltsam vergessen machen will), eine solche Auslegung verkennt auch, dass die Anarchie ihre guten Gründe hätte. Sie ist legitim. Denn das evidente und verbindliche Metagesetz, das alle weiteren Einzelgesetze legitimierte, gibt es nicht, und es lässt sich auch nicht widerspruchsfrei konstruieren bzw. konstituieren.<sup>28</sup> Es steht noch aus, es wird immer ausstehen, denn der Augenblick seiner apokalyptischen *Offenbarung* wäre der Augenblick seiner *apokalyptischen* Offenbarung, also der Negation des Offenbartens. Was es gibt, ist die Zwischenzeit, die Zeit nur ist, weil sie immer schon eine Zwischenzeit ist, die von ihrem Ursprung so wenig weiß wie von ihrem Ziel. Ein fast schon banales Argument: Ewigkeit ist nicht zeitlich – und also wäre sie, wenn es sie denn gäbe, unsemantisch. Vollendete Evidenz blendet.

*Kafka* hat diese Einsicht in eine großartige Wendung gekleidet: „Das für die Gegenwart Trübe dieses Ausblicks erhellt nur der Glaube, dass einmal eine Zeit kommen wird, wo die Tradition und ihre Forschung gewissermaßen aufatmend den Schlusspunkt macht, alles klar geworden ist, das Gesetz

<sup>27</sup> *Kafka*, in: Schillemeit (Hrsg.), *Nachgelassene Schriften und Fragmente II.*, 2002, S. 270-273. Erhellende Kommentare zu diesem Text liefern *de Coste*, *Mosaic* 27/1994/Nr. 4, 161-178 und *Udoff*, in: ders. (Hrsg.): *Kafka and the contemporary performance*, O.O., S. 178-213.

<sup>28</sup> Der ehemalige Richter am Bundesverfassungsgericht *Ernst-Wolfgang Böckenförde* hat wiederholt darauf hingewiesen, dass der Rechtsstaat von Voraussetzungen lebt, die er nicht aus sich selbst heraus generieren kann.

nur dem Volk gehört und der Adel verschwindet.“ Ein vertrautes Motiv: Die Gegenwart ist zwielichtig und trübe; „Dämmerung will die Flügel spreiten“<sup>29</sup>, und es bleibt nur der Glaube, dass der Abend- eine Morgendämmerung und dieser eine sonnenhelle Zeit der Offenbarung und der Evidenz folgt, die allen unreinen Paradoxien, allem Grau und allem Grau'n ein Ende bereitet. Eine profane Variante dieses nicht sonderlich originellen mythologischen Motivs bestimmt noch das Design der Kommunikationstheorie von *Jürgen Habermas*: Wer immer kommuniziert, wird dies unter trüben, nämlich durch Herrschaftslogiken aller Art systematisch verzerrten Zwängen tun; er hat aber Gründe, dem eigentümlich zwanglosen Zwang des besseren Arguments zu vertrauen und so kontrafaktisch die herrschaftsfreie Sprechsituation zu antizipieren, die Argumenten erst Geltung verleiht.

*Kafkas* Text bricht mit solchen mythologie- und religionsaffinen Argumentationsstrukturen, die trübe Gegenwart durch kühne Vorgriffe auf künftige Klarheit, Evidenz und Offenbarung erhellen und aufheitern wollen. Schon der Titel der Aufzeichnung stellt gewohnte Denkstrukturen in Frage, die in Gesetzen Antworten auf Fragen erwarten. *Zur Frage der Gesetze* – das heißt: Gesetze selbst in Frage zu stellen, zu fragen, auf welche Probleme und Fragen Gesetze Antworten (ver)suchen. Die Plural-Wendung „Zur Frage der Gesetze“ und nicht „des Gesetzes“ weist überdies darauf hin, dass die vielen und miteinander konfligierenden Gesetze nicht etwa ein offenkundiges Metagesetz, sondern allenfalls eine, ihre Infragestellung gemeinsam haben. Man muss sich die Pointe von *Kafkas* Text vergegenwärtigen: Er erklärt in paradoxer Weise das Problem zur Lösung. Die Trübe der Nicht-Evidenz ist nicht etwa oder zumindest nicht nur betrüblich, sondern auch die Möglichkeitsbedingung von Gesetzen, die ihre entsetzlichen, aber eben auch gesetzten, verlässlichen, strukturierenden Komponenten haben. „Auf dieses Messers Schneide leben wir.“

---

<sup>29</sup> *Eichendorff*, *Zwielicht*.